



[Startseite](#) | [Schweiz](#) | Streitgespräch mit Bildungsexperten: «Die Gymi-Quote soll die Berufslehre

Schon ausprobiert?
Neu können Sie Abo-
Artikel an Freunde
verschenken.



Abo **Streitgespräch mit Bildungsexperten**

«Die Gymi-Quote soll die Berufslehre stärken» – «Das ist eine steile These»

Wieso importiert die Schweiz akademische Fachkräfte, statt sie selbst auszubilden? Müssen mehr Schülerinnen und Schüler ans Gymnasium? Zwei Experten, zwei Meinungen.



[Nina Fargahi](#) (Text) und, [Sabina Bobst](#) (Fotos)

Publiziert heute um 06:09 Uhr



Braucht die Schweiz mehr Studierende? Regula Leemann, Professorin für Bildungssoziologie an der Fachhochschule Nordwestschweiz, und Matthias Zürcher, Leiter der höheren Berufsbildung am Strickhof) im Streitgespräch.

Fotos: Sabina Bobst

Bildungsforscherin Gita Steiner-Khamsi provozierte in unserem Interview kürzlich mit der Aussage, dass die Schweiz zu wenig hoch qualifizierte Arbeitskräfte ausbilde. Um diese «riesige Lücke» zu füllen, braucht es laut Steiner-Khamsi Anreize, damit mehr Menschen ins Gymnasium gehen, studieren – gerade auch unterbelegte Fächer – und danach Vollzeit arbeiten. Das sorgte im Land, das den dualen Bildungsweg hochhält, für Empörung.

Frau Leemann, Herr Zürcher, können Sie den Wirbel um die erwähnten Forderungen nachvollziehen?

Matthias Zürcher: Ja, denn Frau Steiner-Khamsi scheint eine etwas eigenwillige Vorstellung des Begriffs «hoch qualifiziert» zu haben. Meiner Meinung nach kann sich «hoch qualifiziert» nicht auf die Bildungsstufe beschränken. Ein akademischer Beruf mit akademischem Titel ist bei weitem keine hinreichende Bedingung für einen hoch qualifizierten Job. Da gehört schon noch einiges mehr dazu.

Regula Leemann: Es geht ja um den Fachkräftemangel. Den gibt es einerseits in Branchen wie Gastro- oder Baugewerbe. Aber den gibt es auch auf Tertiärstufe – also in Jobs, die einen Abschluss von der Universität, einer Fachhochschule, einer PH bedingen. Grundsätzlich haben wir zu wenig Menschen in der Schweiz, um überhaupt abzudecken, was wir an Fachkräften bräuchten. Das ist ein demografisches Problem.

Uns fehlen also Metzger, Schreinerinnen, Köche, aber auch Ärztinnen, Ingenieure und Informatikerinnen. Warum bilden wir die Fachkräfte aus der zweiten Gruppe nicht vermehrt selbst aus und holen jene aus der ersten Gruppe aus dem Ausland? Im Moment ist es ja umgekehrt.

Leemann: Bei der Migration sind es tatsächlich viele tertiär Gebildete, die in die Schweiz kommen. Aber nicht nur. Grundsätzlich finde ich auch, dass wir möglichst viele Menschen in der Schweiz selbst gut ausbilden sollten. Auch die 10 bis 20 Prozent Jugendlichen, die zurzeit keinen Abschluss der Sekundarstufe 2 erreichen, müssen wir in unseren hoch qualifizierten Arbeitsmarkt integrieren können.

Zürcher: Eben, aber die erreicht man nicht mit einer höheren Gymi-Quote, sondern mit einer «Aufwertung» der Berufsbildung. Auch schulisch weniger begabte Jugendliche haben in unserem System der dualen Bildung gute Aussichten auf dem Arbeitsmarkt. Die in gewissen akademischen Kreisen verbreitete Geringschätzung oder Unkenntnis der realen Berufswelt ist bedenklich und überraschend realitäts-

fremd. Fachkräftemangel entsteht nicht durch eine zu tiefe Gymi-Quote, sondern durch einen Mangel in speziellen Berufen und ein Überangebot in anderen.

Ist es einfacher, den Maurer aus Deutschland zu holen als die Neurochirurgin?

Zürcher: Das wäre keine nachhaltige Haltung, kommt aber aufgrund des Kostendrucks vor. Aber grundsätzlich ist unser Schweizer Modell der dualen Berufsbildung ein Erfolgsmodell, sonst würden sich kaum Bildungsdelegationen aus der ganzen Welt dafür interessieren. Beim Medizin- oder ETH-Studium kommen noch andere Faktoren hinzu: Es ist anstrengend, braucht viel Engagement, Ehrgeiz und Motivation. Offensichtlich ist dies vielen Gymi-Absolventen zu unbequem, und sie entscheiden sich eben für ein anderes, «einfacheres» Studium.

Leemann: Grundsätzlich ist der Import von Fachkräften aus dem Ausland problematisch. Diese Länder tragen die Ausbildungskosten, aber verlieren diese Fachkräfte. Beim Fachkräftemangel in Mint- und Care-Berufen haben wir vor allem ein Geschlechterproblem, im Pflegebereich ein Problem der Attraktivität. In der Medizin gibt es Jugendliche, die das studieren möchten. Aber die Studienplätze sind kontingentiert.



«Die Gymi-Quote gibt es, um die Berufslehre zu stärken und zu schützen», sagt Bildungssoziologin Regula Leemann.

Es gibt vielerorts Gymi-Quoten, das heisst: Nicht alle, die ins Gymi wollen, schaffen es. Das kritisiert Gita Steiner-Khamsi. Sie sagt, dass der Zugang vor allem jenen offenstehe, die gefördert würden. Sprich: Akademiker-Kindern.

Leemann: Ein wichtiger Grund für die in vielen Kantonen festgelegte Gymi-Quote ist, dass man dadurch die Berufsbildung stärken möchte. Wenn zum Beispiel plötzlich 50 Prozent ins Gymnasium gehen, fehlen die «leistungsstarken Jugendlichen» auf der Berufsbildungsseite. Und das heisst: Die Betriebe, die anspruchsvolle Lehren anbieten, ziehen sich vom Lehrstellenmarkt zurück, weil sie diese Jugendlichen ja nicht mehr als Lernende erhalten. Es ist noch nie so explizit gesagt worden, aber es ist eine bildungspolitische Strategie: Die Gymi-Quote gibt es, um die Berufslehre zu stärken und zu schützen.

Zürcher: Das finde ich jetzt eine steile These. Es erschliesst sich mir nicht, warum wir eine höhere Gymi-Quote brauchen sollten, wenn doch belegt ist, dass bei höheren Gymnasialquoten die Jugendarbeitslosigkeit steigt. Wir sprechen zu wenig über das Phänomen der arbeitslosen Akademikerinnen und Akademiker. Länder mit dualer Berufsbildung haben signifikant weniger erwerbslose Erwachsene.

Leemann: Als Soziologin finde ich in der Debatte um die Gymi-Quote vor allem etwas hochproblematisch: Nicht nur die Leistung bestimmt darüber, ob jemand die Wahl hat, ins Gymi zu gehen oder eine Berufslehre zu machen, sondern der familiäre Hintergrund. Und das ist auch ein gesellschaftspolitisches Problem: Welche Kinder kommen ins Gymnasium und haben die Chance, das zu tun, was ihren Wünschen entspricht?

Zürcher: Das mag im soziologischen Sinne nachvollziehbar sein, aber dies einzig mit dem familiären Hintergrund zu erklären, scheint mir zu einfach – und entbindet die PH und die Volksschulen von ihrer Verantwortung einer Sicherung des chancengleichen Unterrichts. Vielleicht sollte es auch mal gestattet sein, mehr fachliche Kompetenzen in der akademischen Welt zu erwarten. Die Lerninhalte einer Matura sind seit einer gefühlten Ewigkeit dieselben, während sich die Berufsschulen und die höhere Berufsbildung jedes Jahr mit der Industrie und der Wirtschaft weiterentwickeln müssen.

«Ich würde Gymnasiasten und Uniabsolventinnen nicht unterstellen, dass ihnen Sozial- und Handlungskompetenzen fehlen.»

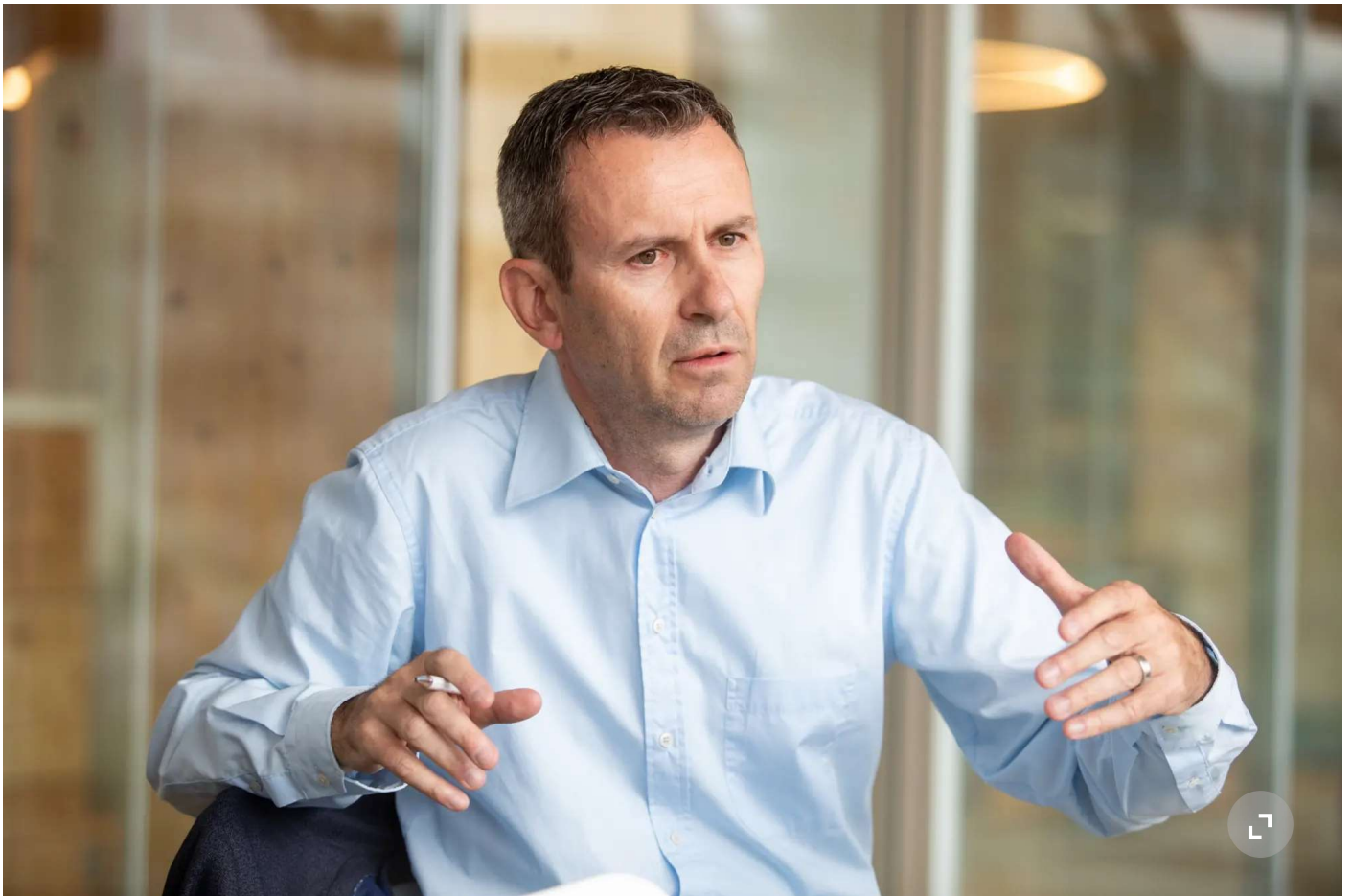
Regula Leemann

Warum soll der akademische Weg praktischer werden?

Zürcher: Vielleicht nicht praktischer, aber zu einer guten akademischen Ausbildung sollten auch praktische Handlungskompetenzen gehören. Wir sehen es doch täglich: Der Medizinstudent, der später einmal Chefarzt wird, was fehlt ihm? Bestimmt nicht die medizinischen, anatomischen oder chemischen Kompetenzen, sondern Praktisches: Sozial- und Führungskompetenzen, Resilienz, unternehmerisches Denken und Handeln, Selbstmanagement, Kollaborationsfähigkeiten. Dinge, die in einer Berufslehre vom ersten Tag an gelernt werden müssen, weil das Teil des sozialen Systems im Betrieb darstellt. In den Universitäten werden viel weniger echte Persönlichkeiten herangezogen als in der Berufslehre.

Leemann: Ich würde Gymnasiasten und Uniabsolventinnen nicht unterstellen, dass ihnen Sozial- und Handlungskompetenzen fehlen. Mit der Bologna-Reform ist man ganz stark in die Richtung von «Employability» gegangen, also dass man die Ausbildungen am Arbeitsmarkt abstimmt, wo alle diese Kompetenzen auch zu den Anforderungen gehören.

Zürcher: Dies war die gut gemeinte Strategie der Bologna-Reform, man kann sich über deren Nachhaltigkeit streiten. Die fast schon inflationär auftauchenden Masterabschlüsse lassen zumindest leise Zweifel an der Wirkung der Reform aufkommen.



«Die Kosten eines Gymnasiums trägt der Staat», sagt Matthias Zürcher, Leiter höhere Berufsbildung am Strickhof.

Sprechen wir noch über den zweiten Bildungsweg. Ist es wirklich effizient, zuerst eine Lehre zu machen und dann am Schluss doch an einer Universität zu landen?

Zürcher: Volkswirtschaftlich gesehen kostet dieser Weg nicht mehr, denn die Kosten einer Berufslehre trägt vor allem die Wirtschaft. Die Kosten eines Gymnasiums trägt der Staat.

Leemann: Dass es möglich ist, den Pfad zu wechseln, ist eine wichtige Errungenschaft. Allerdings ist der zweite Bildungsweg sehr steinig. Hier muss die reale Durchlässigkeit besser werden, es braucht mehr Unterstützung, um von einer Berufslehre an eine Universität zu kommen. Umgekehrt ist das weniger anspruchsvoll.

«Die Geringschätzung handwerklicher Berufe und der höheren Berufsbildung kommt vor allem aus akademischen Kreisen.»

Warum sollte jemand den zweiten steinigten Bildungsweg gehen, wenn die Berufslehre und das Gymnasium angeblich gleichwertig sind?

Zürcher: Das Problem ist, dass noch immer das Paradigma in den Köpfen der Leute herrscht, wonach nur Studierende später etwas im Leben erreichen. Das entspricht einfach nicht der Realität. Wir dürfen unsere verschiedenen Bildungswege nicht gegeneinander ausspielen. Die Berufslehre muss die gleiche Wertschätzung erhalten wie das Gymnasium. Leider mache ich die Erfahrung, dass die Geringschätzung der handwerklichen Berufe und der höheren Berufsbildung vor allem aus akademischen Kreisen kommt. So wehrt sich zum Beispiel auch Swiss Universities, also die Vereinigung der universitären Hochschulen, massiv dagegen, dass die höheren Fachschulen eine Aufwertung erfahren.

Gleichzeitig haben die Verfechter der Berufslehre meistens selbst einen Universitätsabschluss. Warum?

Leemann: Die Antwort ist hochpolitisch. Die Elite, also die oberen 30 Prozent mit einem akademischen Abschluss, ist daran interessiert, die hohe Wertigkeit ihrer Ausbildung zu behalten und an die eigenen Kinder weiterzugeben. Wir sprechen in der Soziologie von familiärer Reproduktion des Sozialstatus.

Zürcher: Sie nennen die oberen 30 Prozent mit einem akademischen Abschluss die Elite. Das finde ich problematisch. Am Strickhof machen wir andere Erfahrungen. Im Rahmen von Agrovet, einer Kooperation von ETH, Universität und Strickhof, arbeiten täglich Spitzenforscher mit Tierpflegern und Landwirten Hand in Hand an spannenden Forschungsfragen.

Leemann: Im Schweizer Diskurs vertreten die Expertinnen und Experten oft einseitig entweder die Gymi- oder die Berufslehre-Seite. Aber ein gutes Bildungssystem bringt beides zusammen. Ich plädiere dafür, zu überlegen, wie und wo wir unsere verschiedenen Bildungssysteme stärken und Ungleichheiten abbauen können, so dass möglichst alle Jugendliche zu einem Ausbildungsabschluss kommen.

Nina Fargahi ist Inlandjournalistin bei Tamedia. Sie koordiniert eine Woche pro Monat als diensthabende Redaktorin die Berichterstattung des Ressorts. [Mehr Infos](#)

 @nfargahi